

Nr. 33. Bromberg, den 9. Februar 1929.

Eliza.

Roman von **Rudolph Stratz.**

32. Fortsetzung.

„Die Juweliere aus Holland bitten dringend, empfangen zu werden!" lispelte der Kastellan. „Vielleicht sei doch noch ein Geschäft mit Reb Löb möglich! Ich wollte auf alle Fälle die Messieurs nicht in der Antichambre stehenlassen!"

Auf riesigem Holzpferd spreizte, mit gefällter Lanze, die silberziselierte Rüstung Kasimirs des Großen, Ritter unter Kaiser Maximilian, über purpurner Turnierdecke die dünnen, eisengeschienten Beine. Hinter dem Sockel her traten zwei Herren, jung, bartlos, gut gekleidet und verneigten sich mit höflichem Anstand.

„Guck emal — dem einen fehlt ja der linke Arm!" sprach die blonde Kammerdienerin verblüfft. Ihre Herrin winkte ihr zu schweigen. Sie hörte ein fließendes Französisch aus dem Mund des Fremden:

„Geruhen Euer Hoheit, uns die Vermessenheit nicht anzurechnen, deren wir uns unterfangen . . ."

„. . . und uns hier leider allzu aufdringlich einzuführen uns unterstehen!" ergänzte ebenso sein Begleiter. Eliza Praunheim drehte sich mit gerungenen Händen zu ihrer Zofe.

„Da hat man jetzt zwei, denen's Welsche läuft wie's Wasser übers Mühlrad!" sagte sie. „Und das sind wieder ausländische Sujets vom König Louis, die uns nix nutze!"

„ . . aber wir sahen gestern nachmittag in Frankfurt Euer Hoheit vor dem Haus des Löb . . .", fuhr der zweite fort, blickte rückwärts, ob der Haushofmeister den Waffensaal verlassen hatte, und stockte.

„Vor dem Eisengeschirr an den Wänden können Sie ruhig reden — und vor meinem Kammermensch auch! Die ist treu wie Gold."

„Ich erkannte Euer Hoheit auf den ersten Blick . . ." versetzte der Amsterdamer Diamantenhändler plötzlich in hartem Ostpreußisch. „Von Königsberg her . . . als Sie sich mit Juel Wisselinck trafen — meinem Blutsbruder im Tugendbund. Er hat mir viel von Ihnen erzählt!"

„Und ich, Hoheit, stand als Hasentreiber auf dem Schlachtfeld von Jena neben Ihnen," sprach der Einarmige auf hochdeutsch, „und sah Sie am Abend, wie Sie meinem Blutsbruder Juel Wisselinck in den Park von Weimar nacheilten!"

„Du liebe Zeit . . ja — wer sind Sie denn?"

„Baron Münchhoff — ehemals Kapitän im Kurkasseler Regiment von Hanstein in Marburg — von Napoleon geächtet . . ."

„Von Dörnholtz, Edelmann aus Ostpreußen! . . . Wir haben noch zwei Freunde mit uns — angeblich als unsere Diener — den Rechtskandidaten Halbritter aus Königsberg und den Landwirtschaftsscholar Sandkuhl von der Kurischen Nehrung! Beides auch zwei fixe, zu allem bereite Kerle! Wir haben uns geschworen, Juel Wisselinck zu befreien! Seit drei Wochen umschleichen wir die Zitadelle von Mainz . . ."

„Ach . . . allbarmherziger Gott im Himmel! Märtche — heb' mich . . Ich möcht' gerad' niederknien . . ."

„Aber alle Mühe war vergeblich! . . . Die Zitadelle ist siebenfach verschlossen und bewacht! Gestern abend standen wir da zum letztenmal im Schnee . . ."

„ . . wie's von der Stephanskirch' neun Uhr geschlage hat?"

„Das ware ja die vier Gutedel, vor dene wir Angst' gehabt habe'!" schrie das Märtche.

„Und Sie sind die beiden Frauen mit den Kapuzen im Dunkel? Wir sind aneinander vorbei! . . . Gottlob! Wir trafen Sie vorher in Frankfurt! Wir hörten, vor dem Haus von Reb Löb, von einem Fürstlich-Dalbergschen Stadtgardisten, daß Sie auf einem Schloß nahebei im Odenwald wohnten! . . . Wir beschlossen in unserer Not, — uns, als letzte Hoffnung, an Euer Hoheit zu wenden, weil wir Ihre gnädigen Gesinnungen gegen Juel Wisselinck kennen . . ."

„Aber auch Sie, durchlauchtigte Hoheit, wissen ja keinen Rat mehr! Ich sah es gestern abend an Ihrem gesenkten Kopf, wie Sie nach Mainz hinunterstiegen!"

„Kein Rat? Da is der Rat, ihr Herre . . .!" Die Fürstin-Witwe von Praunheim kramte mit fiebernden Fingern in ihrem über den Arm gehängten Papp-Ridicüle und riß ein paar in Ziegenleder geschnürte Päckchen heraus. „Jetzt kann geschosse werde! Sie sind der Funke und da hab' ichs Pulver — das Geld . . das Geld vom Löb für meinen Brautschmuck . . . Herrgott — da steckt noch ein Diamantring! Den hab' ich vergesse! Macht nix! Es reicht doch!" Sie schob den Solitär wieder in das Fortunahorn aus Pappe und händigte hastig den beiden Edelleuten die Beutel mit Frankwechseln des Kaiserreichs ein.

„Fünfzigtausend Franke kriegt der Maréchal des Logis Diagores Chrétien — Chrétien — merke Sie sich um Gotteswille den Name . . das ist zwischen mir und ihm ausgemacht . . . Gehé Sie in Mainz zu dem Rheinschiffer Jean Baptiste Lorey in der Stadionerhofgasse in der Altstadt — gleich am Dom! Der weiß Bescheid! Der holt Ihnen den Quartiermeister Chrétien bei!"

„Und dann?"

„Der welsch' Judas sagt Ihnen alles! Der gibt Ihnen die Auslieferungsordre für den Juel! Und die französischen Uniformen! . . . das heißt . . . ach . . . jetzt krieg' ich wieder 'nen Schreck: Wenn Sie sich als Franzose kostümiere wolle . . ."

„Für den Wisselink auch als Irokesen!"

„Der Lorey — der fährt als mit Wein nach Holland. Der bringt den Juel als Schifferknecht auf seinen Kahn unter — bis Rotterdam — und von da schmuggelt der sich leicht auf ein englisches Schiff, wie sie alleweil längs der Nordseeküste kreuze, und hinüber zur Schwarzen Schar — auf der Insel Wight! Wenn der Juel erst auf dem Rhein schwimmt, hat's keine Gefahr mehr mit ihm!"

„Auf nach Mainz!"

„Heut' Abend muß es noch geschehen!"

„Herrgott — und ich kann doch vor der Dunkelheit nit aus dem Schloß!" rief die Fürstin Praunheim. „Ich darf doch nit von hier weg! Der Bonaparte leid't's nit . . . , Wenn man mich sieht . . ."

„. . . fällt das sofort auf . . . Euer Hoheit sind hier überall am Rhein bekannt! . . ."

„Die Anwesenheit einer Frau in einer Zitadelle unter lauter Soldaten, bei einem militärischen Überlieferungsverfahren, ist undenkbar . . ."

„Das Warten einer vornehmen Dame vor dem Schiff — nachts — im Winter am Rhein — erweckt Verdacht . . ."

„Im Hause des Schiffers in der Altstadt können Sie sich nicht mehr mit Wisselinck treffen. Jede Minute ist kostbar!"

„Sie könnten durch Ihr Dabeisein alles verderben, Hoheit! Sie müssen das letzte Opfer bringen und hier bleiben und uns Männern vertrauen!"

„Für ihn tu ich alles!“ Eliza Praunheim setzte sich mit geschlossenen Augen nieder. „Für ihn tu ich auch das — und wenn mir's Herz bricht!“

„Sie erhalten durch einen Boten morgen früh aus Mainz einen Brief des reisenden Amsterdamer Diamantenhändlers de Jong: Der Diamant ist „verkauft“ oder „nicht verkauft“! Das ist das Zeichen, ob es heute Nacht gut oder nicht gut gegangen ist . . .“

„Grüße Sie mir den Juel!“

Die Nacht war kalt und sternenklar. Das Schloß Krähenstein schlief. Durch seine dunklen Gänge flackerte eine hohe, weiße Votivkerze. Eine schneeweiße, kleine Frauengestalt hielt das wandernde Licht in der Hand, öffnete lautlos die Türe zu den jetzt noch in der Geisterstunde hell erleuchteten Gemächern der Fürstin Eliza und steckte stumm ihre weißgepuderte, altmodische Perücke durch den Ritz.

„Jesus Maria . . . die Ahnfrau!“ schrie das Märtche, schoß wie ein gescheuchter Hase in das Nebenkabinett und kroch unter das Himmelbett ihrer Herrin. Die wandte den bloßen braunen Kopf von dem offenen Fenster, an dem sie im Winterfrost gestanden, und sagte gleichgültig:

„Kannst du nicht schlafen, Grand'maman?“

„Wer so alt ist wie ich, hat nachts die Augen offen und sieht die halbe Nacht schon aus deinem Fenster Lichtschein im Schnee! Bist du krank? Nein? . . . Fürchtest du dich vor Räubern? Den Schinderhannes hat der General Custine längst geköpft! Reut's dich um deinen schönen Schmuck, der jetzt bei dem Reb in Frankfurt hebräisch lernt? Auch nicht? Also was ist mit dir?“

„Das ist keine Nacht wie andere!“

„Und was geschieht in der Nacht?“

„Das weiß nur Gott!“

„Und was tust du hier?“

„Du siehst es ja: Ich wache und bete! Störe mich nicht, Grand'maman!“

Die Mumie wandelte ihren Weg zwischen Ahnenbildern und Ritterrüstungen zurück. Das weiße Nachtgewand umfloß sie wie ein Leichenlaken. Der Feuerwächter im Turm sah es durch die Bogenfenster und bekreuzigte sich. Das Märtche strampelte sich unter dem Himmelbett hervor. Eine lange Zeit hielt sie kleinlaut, gegen ihre Art, den Schnabel. Dann konnte sie nicht mehr an sich halten.

„Hoheit sind morge früh bloß unnütz marod' von dem Auffitze! Von Mainz bis hierher läuft ein Bot' gut und gern seine sieben Stund' . . . Vor Sonnenaufgang kann er gar nit hier sein!“

„Du schwätzt mir lang gut!“ sagte Eliza Praunheim geistesabwesend. Sie duldete, daß die Kammerdienerin das Fenster schloß. Sie saß und starrte hinaus in die totenstille Finsternis. Sie hörte undeutlich durch das schwarze Schweigen ein paarmal aus dem Park ein Käuzchen lachen — später, noch vor Morgengrauen, in traumhafter Ferne, schon mit geschlossenen Lidern, die ersten Hähne krähen. Dann schlummerte sie doch erschöpft in dem großen Lehnstuhl ein.

Kriegerische Geräusche unten vor dem Schloß . . . Stimmen von Männern . . . Hufgetrappel . . . Säbelgeklirr . . . Die Fürstin-Witwe von Praunheim fuhr jäh in die Höhe und schaute schlaftrunken um sich. Das Zimmer war morgenhell. Die Sonne schien herein, dem blonden Märtche, die auf der Couchette wie ein Sack schlief, gerade auf die Stupsnase.

„Märtche — was gibt's da unten?“

Die Zofe war schon munter, mit einem Satz am Fenster, prallte zurück.

„Französische Dragoner hat's da! . . . Du liebe Zeit! . . . Einer hinterm anderen . . .“

„Wo kommen die her?“

„Die kenn' ich! Das sind die Lothringer, die in Mainz liege! Die sind die Nacht durch von Mainz hierhergeritte!“

Das Märtche rannte durch die Gemächer zum Eckzimmer, spähte hinab, stürzte zu ihrer Herrin zurück.

„Im Hof hat's noch mehr Dragoner! Sie umzingeln das ganze Schloß!“

„Das heißt, daß der Anschlag mißglückt ist! Ich bin nur froh, daß ich mitverrate bin und dem Juel sein Schicksal teile darf!“

„Und das sage Hoheit so ganz ruhig?“

„Ich hab' nix mehr zu verliere! Ich hab' mei' Schuldigkeit vor Gott und meinem Gewisse und meinem Herze getan!“ Die Fürstin Praunheim blickte in den Spiegel. „Zupf mir hinten die Tünik' zurecht, Märtche! Sie kommen schon den Gang entlang!“

„Es klopft! . . . Herein!“ Die Zofe rang die Hände. „Ach du lieber Gott . . . den Borsch mit den Eule-Augen kenn ich doch — schon von der Weichselfähr' her . . .“

„Guten Morgen Monsieur Bienassis!“ sagte die junge Fürstin-Witwe mit der Gelassenheit der großen Dame. „Nehmen Sie Platz! Wollen Sie mich wieder verhaften, wie vor drei Jahren in Polen?“

„Es kommt darauf an, Madame!“

Der bleiche Oberkommissar der napoleonischen Geheimpolizei in den Rheinlanden schob kurzatmig seinen gedunsenen Leib über die Schwelle. Es blinzelte in dem schwammigen Antlitz schlau und frech zwischen den schläfrigen Lidern. „Sie können die schwersten Folgen Ihrer Unbesonnenheit vielleicht vermeiden, wenn Sie sich noch nachträglich zu Ihrer Pflicht bekennen . . .“

„. . . und die heißt?“

„Mein Gott — Sie wissen es: Liefern Sie uns gutwillig das flüchtige preußische Subjekt aus, das sich bei Ihnen verborgen hält!“

„Märtche — halt zum Gugkuk die Gosch!“ herrschte die Fürstin Praunheim rasch auf einen gellen Kreischer ihre Zofe an. Sie war wachsbleich geworden. Sie umpreßte mit den Fingern das Geschnörkel des Lehnstuhls, hinter dem sie stand, um durch kein Zucken ihrer hübschen Züge zu verraten, was ihr hinter der glatten, weißen Stirne wirbelte. Sie holte tief Atem.

„Ich habe keine Ahnung, was Sie meinen!“ sagte sie kaltblütig.

„Ah . . . Madame . . .“ Der ehemalige Abbé und Jakobiner schmunzelte niederträchtig vertraulich. „Ich beglückwünsche Sie: Sie verlieren selbst in dieser Stunde Ihren Humor nicht! Sie glauben, Sie können mit mir spielen . . .“

„Ich wünsche nur nicht mit Andeutungen gelangweilt zu werden, die ich nicht verstehe!“

„Vortrefflich! . . . Sie hoffen, sich meiner wieder mit einem graziösen Fußtritt Ihres kleinen Schuhs zu entledigen, wie seinerzeit vor Tilsit! Damals fiel ich Ihretwegen beim Kaiser in Ungnade! Man zweifelte an meiner Hellsichtigkeit, da ich in der Maske der Mainzer Putzmamsell Bertina Dullenkopf die Reichsgräfin Praunheim nicht erkennte! Heute hat sich das Blatt gewendet! Heute sind Sie in Ungnade bei Napoleon dem Großen! Und mir öffnet sich die Gelegenheit, seine Gnade wieder zu gewinnen, indem ich endlich Ihren preußischen Protegé unschädlich mache!“

„Wenn ich nur eine Ahnung hätte, Monsieur Bienassis, von wem Sie sprechen!“

„Ah bah! . . . Decken wir die Karten auf: Dieser Gefangene Wisselinck wurde heute Nacht in verwegenster Art durch eine Anzahl seiner Spießgesellen unter schamlosem Mißbrauch französischer Uniformen entführt! . . . Das wissen Sie ganz genau, Madame! Mich täuschen Sie nicht, indem Sie scheinbar zusammenzucken und einen Schwindel der Überraschung vortäuschen . . .“

„Bitte! Ich bin schon wieder gefaßt!“

„Dieser zynische Streich war nur durch hohe Bestechung möglich! Sie, Madame, die ich unausgesetzt beobachten lasse, haben vorgestern in Frankfurt Ihre Juwelen verkauft . . .“

„. . . da ich nach dem Willen des Kaisers eine Witwe ohne Land und Geld bin . . .“

„Sie wurden am gleichen Abend in Mainz gesehen!“

„Ich besuchte meine Freundin, die Marschallin Bossu!“

„Bleiben wir bei der Wahrheit, Madame! Die durchlauchtige Fürstin zu Alta Villa ist erst gestern nachmittag, von Paris kommend, in Mainz eingetroffen!“

„Das wußte ich nicht! Als ich die Bossu nicht fand, fuhr ich sofort hierher zurück . . .“

„Ganz richtig! Um hier auf Schloß Krähenstein das Quartier für Ihren Schützling vorzubereiten! Er kann nur ganz kurz vor mir hier eingetroffen sein . . . Oder etwa nicht? Madame: Blicken Sie mir ins Auge! . . . Aha . . . Sie können es nicht!“

„Märtche . . . bring' mir ein Glas Wasser . . .“

„Ich blieb diesem Flüchtling mit meinen Dragonern auf den Fersen! Eine innere Eingebung, die mich nicht trügt — mehr als das: die einfachste Überlegung eines gewiegten alten Polizisten — sagte mir, daß er mit seinen Helfershelfern sich nirgendwo anders hingewendet haben kann, um von hier, im Schutz der verschneiten Berge, weiter durch den Odenwald zu fliehen! Aber er ist noch hier . . .“

„Warum . . .“, die junge Fürstin nippte verstört einen Schluck aus dem Wasserglas, „. . . glauben Sie das?“

„. . . weil er sich erfrischen muß . . . und mit neuen Kleidungsstücken versehen . . . Oh — erwidern Sie nichts, Madame! Ich lese ja das schlechte Gewissen auf Ihren sonst gewiß so anmutigen Zügen . . .“

Eliza Praunheim reichte mit zitternder Hand dem Märtche das Glas zurück.

„So bibber' doch auch, du Löffelgans!“ zischte sie fast lautlos zwischen den Lippen, während der König der Spitzel lauernd seine Nachtvogelaugen durch die Zimmer schweifen ließ. „Je mehr Verdacht der Simpel hier schöpft und je mehr Zeit er hier vertrödelt, desto mehr Zeit gewinnt doch der Juel und schwimmt den Rhein 'runter und ist außer Gefahr . . .“

„Madame . . . Sie sind das wandelnde Schuldbewußtsein . . .“

„Ich . . . weiß . . . von . . . nichts . . .“

„Madame: Gestehen Sie: Wo haben Sie hier im Schloß den Monsieur Wisselinck versteckt? . . . Sie erbleichen? . . . Eine Ohnmacht?“

„Hilfe! . . Hilfe! . . .“ schrie das Märtche und stützte ihre matt zusammensinkende Gebieterin.

„Sie da . . . Sie Kammermensch . . . Wo ist der Verbrecher? Heraus mit der Sprache!“

„Huh!“ schluchzte das Märtche auf.

„Heul' Sie nicht!“

„Huh! . . . Huh! . . . Huh . . .“ Das Märtche zeterte. Die Fürstin Eliza lag mit offenem Mund, bewußtlos auf der Couchette. Die Boxbach kam hereingerannt, die alte Krickeberg, die Hofdame der Gräfin-Großmutter, humpelte hinterher. Das Zimmer füllte sich mit aufgeregter Weiblichkeit. François Bienassis rieb sich im Jagdfieber die Hände.

„Man wird die Folgen tragen!“ sagte er. „Das Schloß ist umstellt! Niemand kann heraus! Durchsuchen wir also dies Krähenstein vom Turmknopf bis zum Grund des Ziehbrunnens — und wenn es den ganzen Tag dauert . . .“

(Schluß folgt.)

Er, Sie, Es!

Skizze von Gräfin Brockdorff.

Herbert Tilborn schaute etwas verdrießlich aus dem Fenster seines Arbeitszimmers auf die hastenden Autos und Leute in der Straße. Eigentlich hätte er, der unbekannte und unbemittelte Schriftsteller, allen Grund zur Zufriedenheit gehabt, war er doch der Bräutigam eines der hübschesten und reichsten Mädchen der Stadt. Außerdem erhielt er soeben die Nachricht, daß sein Roman, der seit zwei Jahren von Redaktion zu Redaktion irrte, Annahme gefunden. Wirklich, er konnte eigentlich zufrieden sein.

Trotzdem war er es nicht. Nun ja, er liebte das Mädchen seiner Wahl. Es war jung, hübsch, liebenswürdig, aber es füllte sein Herz und vor allem seine dichterische Phantasie nicht aus. Er hatte dies plötzlich entdeckt, als „Sie“ in seinen Gesichtskreis trat. Sie, die Frau eines Freundes, die seine Seele, wie er das poetisch nannte, gefangen nahm. Sie war eine verführerische Blonde mit großen, fragenden Augen, die sich von ihrem Mann unverstanden fühlte. Er, Herbert, verstand sie und sie ihn. Erst gestern abend hatte er bei ihr gegessen; doch erst als der Mann zu einer wichtigen Sitzung gegangen war, konnten sie über ihren seelischen Hunger sprechen und sich in philosophische Betrachtungen vertiefen.

Nun stand er mißmutig am Fenster und dachte an das Mädchen. Es war schön und unschuldig, es liebte ihn, es gab ihm Freiheit des Schaffens durch seinen Reichtum. Wie glücklich hätte er sein können, wenn „Sie“ nicht in sein Leben getreten wäre. Sie, die einzige Frau in der Welt, mit der zu leben eine unaussprechliche Wonne sein mußte. Aber sie würde nie etwas anderes für ihn als Freundin sein. Wenn er das Mädchen heiratete, mußte er auf die Stunden verzichten, in denen er mit der Frau zusammen sein konnte. Er würde in einer trivialen Ehe ersticken. Sie allein wußte feinfühlig und verständnisvoll den Schwingen seines Geistes zu folgen. Sie beflügelte seine Phantasie. Doch sie blieb eben der unerreichbare Stern. Wenn sie ihren Mann auch nicht liebte, nie hätte sie ihm die Treue gebrochen. Nie durfte er hoffen, sie sein eigen zu nennen, aber ihre Freundschaft schien ihm begehrenswerter als die Liebe des Mädchens. Er war eben ein Dichter, er brauchte die Muse, die ihn in höhere Regionen erhob.

In dem Augenblick, als er das dachte, klopfte es an der Tür, und die Wirtin brachte ihm einen Brief. Er trug die Handschrift des Mädchens. Erstaunt riß er ihn auf, und sein Erstaunen wuchs noch beim Lesen des Inhalts. Kein Wunder, denn das Mädchen schrieb:

„Lieber! Seit einiger Zeit fühle ich, daß es zwischen uns anders geworden ist. Ich konnte diesen Wechsel nicht begreifen. Vor zwei Tagen wurde mir nun von Deiner Freundschaft zu Karstens Frau mehr erzählt, als ich es für möglich gehalten hätte. Selbst dann mochte ich nicht glauben, daß Du mich wirklich betrügst, da saß ich gestern nachmittag zufällig im Konzert hinter Euch. Ein Mann, der eine Frau so anschaut wie Du Karstens Frau, kann unmöglich mich lieben und heiraten wollen. Deine Blicke klärten mich auf. Ich verstand vieles, was mir bisher unverständlich war. Bereits vor Schluß des Konzerts ging ich, um nicht von Dir gesehen zu werden. Und an demselben Abend duldete ich Deine Küsse, weil ich zu feige wir, Dir zu sagen, was ich sah. Ach, wir Frauen sind ja so schwach. Wenn wir einen Mann lieben, lassen wir uns manchmal lieber betrügen, als daß wir ihn aufgeben. Ich liebe Dich! Ja, ich schäme mich nicht, es Dir zu sagen, obwohl Du vielleicht lieber hörtest, daß ich Dich hasse. Aber auf die Dauer kann es nicht so bleiben. Du mußt zwischen uns wählen. Glaubst Du, daß „Sie“ Dich glücklicher macht als ich, so schreibe es offen. Dann will ich Dir nicht im Wege stehen, dann ist ein schnelles Ende besser. Gib bald eine Antwort dem Mädchen, das Dich trotzdem liebt.“

Als Herbert den traurigen, kleinen Brief gelesen hatte, wünschte er, nie geboren zu sein, um diesem rührenden Kinde nicht solches Leid zugefügt zu haben. Aber dieses Schreiben erschien ihm wie ein Wink des Schicksals. Ohne „Sie“, die Frau, und ihre Freundschaft war sein Schaffen zerstört. Das Mädchen würde überwinden. Die erste Liebe tötet nicht, man stirbt nur an der letzten. Er setzte sich sofort zur Antwort nieder; er brauchte nichts zu überlegen.

„Mein liebes Mädchen!

Ich bin ein verächtlicher Mensch, ich weiß es. Aber ich kann „Sie“ nicht aufgeben, und Du verlangst, daß ich zwischen Euch wählen soll. Ich liebe Dich. Du mußt es mir glauben, und ich wollte Dich nicht betrügen. Es schmerzt mich tief, Dir Kummer zu machen, aber — ich bete „Sie“ so an, daß ich um den Preis ihrer Freundschaft die ewige Seligkeit verlieren wollte. Sie ist so rein, so edel; sie steht so hoch über mir; sie hat solch ideale Ansichten, daß ich nie hoffen darf, mehr als ihr Freund zu sein. Ich glaube zwar, daß sie ihren Mann nicht liebt, doch wird sie nie vergessen, was sie seiner Ehre schuldig ist. Vergib mir. Eine Art Wahnsinn hat mich überkommen. Ich habe gewählt.“

Nachdem er diese Zeilen geschrieben, warf er sich aufatmend in seinen Sessel. Er fühlte sich wie von einer Last befreit und doch — unbeschwert glücklich war er trotzdem nicht. Dann ging er aus, um das Schreiben zu befördern, und fand bei seiner Heimkehr einen Brief vor, der die Handschrift der Frau trug. Sie schrieb:

„Mein Lieber!

Wenn Du diese Zeilen erhältst, bin ich auf dem Wege nach Italien, dem Lande der Sonne und der Liebe. Ich bin nicht allein, auch nicht mit meinem Ehegatten, sondern mit dem Manne, den ich liebe. Ich habe Liebe auf den ersten Blick immer geleugnet, jetzt weiß ich, daß sie die einzig wahre ist, die über Pflicht und Recht triumphiert. Ich werde Deine Freundschaft sehr vermissen, aber man kann nicht alles in der Welt besitzen. Entschieden wählte ich das bessere Teil, Freundschaft ist matt und lau, Liebe allein bedeutet Leben. Ich wünsche Dir, daß Du mit dem Mädchen ebenso glücklich wirst wie ich mit „Ihm“ in irgend einem Winkel der Welt. Leb wohl, es grüßt Dich die Frau, die liebt.“

Tilborn war erschüttert, sein Leben zerbrochen. Er kam sich verraten und betrogen vor. Er wollte von den Frauen nichts mehr wissen.

Und das Mädchen? Unter hundert läßt eins den Mann nach dieser Erfahrung laufen. Die neunundneunzig andern — und dazu gehörte „Es“ — lassen sich besänftigen, verzeihen und trösten den Mann.

Nach zwei Monaten heirateten sie und waren glücklich, aber beide haßten die bewußte „Sie“, und eigentlich war das undankbar, denn ihr schuldeten sie doch ihr Glück.

Vom Geben und Nehmen.

Von Rudolf Krauß.

Man wird dann auf die rechte Weise geben, wenn man sich vorhält, daß man eines Tages auch in die Lage kommen kann, nehmen zu müssen.

*

Du gibst heimlich, weil du keinen Dank willst — aber ist das nicht bloß die Scheu, mit der Armut in Berührung zu kommen?

*

„Wer rasch gibt, gibt doppelt“ — nur darfst du darum nicht die Hälfte der Gaben reichen!

*

Wohltun ist oft nichts als ein Versuch, den lieben Herrgott zu bestechen, daß er unrecht Gut gedeihen lasse.

*

Den meisten Menschen fällt das Bitten leichter als das Danken: kann doch sogar das Kind, das noch nicht spricht, mit den Händen bitten, während es für das Danken keine Gebärde hat.

Die Tochter Rasputins als Zirkustänzerin

Von Heinrich Miltner.

An einem grauen Dezembermorgen im Jahre 1916 schrieb die Zarin Alexandra von Rußland an ihren Gatten einen langen Brief. An einer Stelle hieß es: „... Rasputin ist verschwunden. Man hat ihn gestern noch gesehen, und er sagte, Felix Jussupoff habe ihn gebeten, nachts zu kommen, um Felix' Frau Irina zu sehen; ein Auto würde ihn abholen — Ein Auto mit zwei Zivilisten hat ihn gestern abgeholt, und er ist abgefahren. Heute nacht großer Skandal in Jussupoffs Haus, große Gesellschaft, Dimitri, Purischkiewitsch und andere, alle betrunken. Polizei hörte Schüsse. Purischkiewitsch rannte heraus und schrie der Polizei zu, unser Freund sei getötet ... Ich vertraue noch auf Gottes Güte, daß man ihn nur irgend wohin verschleppt hat. Ich kann und will es nicht glauben, daß er getötet worden ist. Gott sei gnädig ..."

Und die leibliche Tochter des ermordeten russischen Wundermönches Rasputin, Frau Maria Rasputin, tritt jetzt im Zirkus Busch in Berlin im Rahmen eines Manegeschaustücks als Tänzerin auf.

Wie das alles kam?

Frau Rasputin erzählte es mir dieser Tage bei einer Unterredung in der Zirkusgarderobe, kurz vor ihrem Auftritt in der Manege. Es war ein eigenartiges Interview. Schon durch die äußeren Umstände:

Zirkus. Ein Stückchen Romantik. Sie paßt kaum noch in die mechanisierte Zweckmäßigkeit der heutigen Zeit. Aber sie lockt noch immer. Es ist eine fremde Welt, voll geheimnisvoller Wunder und Überraschungen. Ein Völkchen für sich, das unter besonderen Gesetzen lebt. Daß es nicht immer so spaßig ist, wie es aussieht, wissen wir längst. Schicksale erfüllen sich hier oft mit grausamer Härte. In den bunt bekleckften Zirkusgarderoben wohnt neben dem Glück das Elend, neben dem glitzernden Tand und dem derben Spaß die graue Düsternis des Alltags, die bittere Not des Daseins.

In einer solchen Garderobe stand ich der jüngsten Berühmtheit zwischen Zirkuswänden gegenüber: Maria Rasputin, der Tochter des Wundermönches Grigori Rasputin. Jenes geheimnisvoll-düsteren Mannes aus Sibirien, der in den Kriegsjahren Menschenwege und Weltschicksale mitbestimmte. Verehrt und gefürchtet, geliebt und gehaßt. Vor seinen Gemächern antichambrierten Minister und geistliche Würdenträger, ihm vertraute der Zar, und vor ihm lag das Volk auf den Knien. Bis ihn die Kugeln des Fürsten Jussupoff niederstreckten.

Und seine Tochter, einst eine gefeierte Schönheit in den Petersburger Salons, verwöhnt und verehrt, tanzt jetzt im Zirkus Busch zu Berlin russische Nationaltänze.

Ein hartes Schicksal. Die Sorge um das tägliche Brot hat sie auf diesen Weg gezwungen. Aber sie geht ihn mit freudigem Optimismus.

Mit sprudelnden Worten, auf russisch, auf französisch und in radebrechendem Deutsch erzählt sie mir ihr Leben, während sie sich vor einem großen Spiegel für ihr Auftreten in der Manege schminkt und schmückt.

Eine gewisse Ähnlichkeit mit ihrem Vater fällt auf: slawische Kopfform, kantiges Gesicht und tiefliegende, große graue Augen.

Ihren Vater, oh ja, den hatte sie mit großer Verehrung geliebt. Erst kurz vor seinem Tode trennte sie sich von ihm. „Bleibe hier, gehe nicht", hatte sie gebeten. „Oder nimm mich mit." Es war am 16. Dezember 1916, nachts elf Uhr. Doch er ging. Zum Fürsten Jussupoff, der ihn erschoß.

Dann kam die Flucht. Frau Rasputin will nicht daran erinnert werden. Sie winkt lebhaft mit den Händen ab. Durch Sibirien gehetzt, erreicht sie auf abenteuerlicher Fahrt Paris. Dort wird sie die Gattin des zaristischen Offiziers Solovieff. Die Not bedrängt beide. Und ein harter Kampf ums Dasein beginnt. Das Vermögen ist verloren, subalterner Bürodienst und ähnliche Arbeiten halten die Familie über Wasser. Bis auch der Mann stirbt. Zwei Kinder sind da, Mädchen von sechs und acht Jahren. Frau Rasputins Augen hellen sich auf: „Und für sie tanze ich jetzt."

Sie tut es mit freudiger Hingabe. Ohne eine große Künstlerin zu sein. Entschuldigend fügt sie hinzu: „Was sollte ich anderes tun? Mir, der mittellosen Witwe mit zwei Kindern, machte ein Pariser Impresario das Angebot, russische Nationaltänze zu tanzen. Ich nahm an. Und heute gefällt es mir. Ich gehe von hier nach Prag, nach der Schweiz, dann nach Italien und so fort. Durch die ganze Welt."

Die Mönchstochter hat ein zweites Leben begonnen. Vom ersten will sie nichts mehr wissen. Die Zeit, da noch der „Zauberer von Tobolsk" seine unheilvolle Macht am Zarenhofe ausübte, gehört der Vergangenheit an. Doch hängt Maria Rasputin, die vom Leben hoch hinauf getragen und tief hinunter gewirbelt wurde, mit glühender Liebe am Mütterchen Rußland. Sie hat sich dem Schicksal gebeugt, daß sie heimatlos und die Mönchtochter zur Zirkustänzerin gemacht hat.

Warum tritt sie aber in einem Zirkusstück auf, das ihren Vater, den Mönch Rasputin, in den Mittelpunkt des Geschehens stellt? Wütend stampft sie mit den Füßen auf. Ja, das hätte sie nicht gewollt und bei der Anstellung nicht gewußt. Jetzt sei leider nichts mehr zu ändern.

Das ist eine Ironie des Schicksals.



Bunte Chronik



* **Kußverbot für Zivilisten.** In Rio de Janeiro ist den Zivilisten das Küssen verboten! Ein Erlaß der Regierung verbietet jedem Zivilisten, auf der Straße einer Dame einen Kuß zu geben. Sonderbarerweise erstreckt sich diese moralische Maßnahme nur auf Leute, die keine Uniform tragen. Soldaten, Matrosen, Feuerwehrleute und Polizisten dürfen auf der Straße ihre Bräute küssen, soviel sie wollen. Jeden Abend promenieren starke Polizeipatrouillen auf den Straßen, um die Moral der Zivilisten zu hüten. Es ist nicht gut, in Rio Zivilist zu sein. Man kann nur jedem raten, sich eine Uniform anzuschaffen. Die Empörung der Zivilisten, die von den Polizisten, denen das Küssen erlaubt ist, verhaftet werden, ist so groß, daß man auf einen Aufruhr der in ihren Liebesgefühlen beschränkten zivilen Bevölkerung vorbereitet sein kann.

*

* **Der Hutkönig als Heiratsvermittler.** Der weltbekannte italienische Hutfabrikant Borsalino macht zurzeit viel von sich reden. Er hat nämlich 1400 jungen Mädchen, die als Arbeiterinnen bei ihm angestellt sind, den Befehl gegeben, im Laufe von sechs Wochen sich unweigerlich zu verheiraten. Der Beweggrund zu dieser Maßnahme ist der Wunsch, Mussolinis Bevölkerungspolitik zu unterstützen. Diejenigen Mädchen, die dem Befehl keine Folge leisten, werden fristlos entlassen, diejenigen, die sich verheiraten, erhalten dagegen einen Geldbetrag für die Gründung eines Haushalts, eine Lohnerhöhung und weiter eine Prämie für jedes Kind. Jetzt ist es an den so gut versehenen Bräuten, Freier zu finden. Die Mehrzahl der jungen Mädchen war in dieser Beziehung bereits versorgt und die guten Aussichten haben selbstverständlich die Eheschließungen nur beschleunigt. Ob der gute Borsalino in seiner neuen Tätigkeit als Heiratsvermittler in der Lage sein wird, soviel glückliche Ehen zu stiften wie er Hüte fabriziert, bleibt abzuwarten.

*

* **Eine furchtbare Tiertragödie auf dem Eis.** Eine entsetzliche Tiertragödie, hervorgerufen durch die große Kälte der vergangenen Tage, hat sich im ostfriesischen Wattenmeer längs der ostfriesischen Inseln abgespielt. Tausende von Wildenten, Wildgänsen und Möven verließen die Küste, da sie infolge der hohen Schneedecke keine Nahrung mehr finden konnten. Sie ließen sich auf den umhertreibenden Eisschollen nieder, um dort in den Schlickablagerungen Nahrung zu finden. Die Kälte war indes so groß, daß die armen Tiere auf den Eisschollen festfroren und sich nicht mehr zu befreien vermochten. Sie mußten verhungern und sie verendeten unter furchtbarem Geschrei, das die Küstenbewohner mit anhören mußten, ohne den Todeskampf der gequälten Geschöpfe verkürzen zu können.

*

* **Hebräisch in lateinischer Schrift.** Ben Avi, ein Sohn von Eliezer Ben Jahuda (der Mann, der so viel getan hat zur Wiedereinführung des Hebräischen als Umgangssprache in Palästina), hat jetzt in dem von ihm herausgegebenen Wochenblatt „Palestine Weekly" den Versuch gemacht, Hebräisch in lateinischer Schrift wiederzugeben. Jede Nummer bringt eine Blattseite dieser Sprache in lateinischer Schrift. Ben Avi hat auch die Lebensgeschichte seines Vaters in Hebräisch mit lateinischer Schrift herausgegeben. Er macht jetzt besondere Propaganda für seine neue Methode, denn er möchte nicht, daß die Juden den Türken nachstehen. Seiner Meinung nach werden im Laufe der Zeit alle orientalischen Sprachen zur Lateinschrift übergehen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg